

Die Zukunft der Liebe

Bearbeitet von
Ernest Borneman

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 128 S. Paperback

ISBN 978 3 596 30199 7

Format (B x L): 12,6 x 18,9 cm

Gewicht: 150 g

[Weitere Fachgebiete > Psychologie > Sozialpsychologie > Sexualpsychologie](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

**beck-shop.de**
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ernest Borneman
Die Zukunft der Liebe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S.Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

1.		
Die Zukunft der Liebe		
Fragen zur Utopie	11	
2.		
Liebe		
Die Geschichte einer Utopie	23	
3.		
Liebe als Wohlfahrt		
Eine nahe Utopie	63	
4.		
Klassenlose Liebe		
Eine ferne Utopie	75	
5.		
Die Liebe der Maschinen		
Eine endzeitliche Utopie	95	
Namen- und Sachregister	123	

Dieses Buch beruht auf drei Fragen, von denen jede zwei Gegenfragen auslöst:

Frage 1:

Was ist Liebe? Ist Liebe universell, und hat sie seit den Anfängen der Menschheitsgeschichte bestanden, oder gibt es den Begriff »Liebe« nur seit geschichtlicher Zeit und nur in bestimmten Kulturen? Wenn Liebe ein Produkt unserer westlichen Gesellschaftsordnung ist, was wird aus ihr, wenn unsere Gesellschaft sich drastisch verändert?

Frage 2:

Kann man irgend etwas über die Zukunft der Liebe aussagen, ohne von einem bestimmten Gesellschaftsmodell auszugehen? Falls ja, was wird aus der Liebe, wenn die gesellschaftlichen Widersprüche sich verhärten und die Freiheit der Partnerwahl einschränken? (Siehe Kapitel 3.) Falls nein, was wird aus der Liebe, wenn das soziale Machtgefälle sich einebnet und die Sozialordnung sich dem utopischen Konzept einer klassenlosen Gesellschaft nähert? (Siehe Kapitel 4.)

Frage 3:

Welchen Einfluß werden die Reproduktionsbiologie, die Gentechnik und die anderen Formen der prädiktiven (»vorausschauenden«) Medizin auf das künftige Geschlechtsleben ausüben? Werden sich alle denkbaren Formen zukünftiger Gesellschaftsordnungen in gleicher Weise dieser Formen der Medizin bedienen? Wenn nicht, welcher Gesellschaftsordnung wird es gelingen, sie zu nutzen? Welcher wird es gelingen, sich ihrer zu erwehren? (Siehe Kapitel 5.)

Im zweiten Kapitel verfolge ich die Geschichte des abendländischen Begriffs der Liebe, um danach zu überprüfen, ob dieser

Begriff im Zeitalter der Gentechnologie und der Reproduktionsmedizin noch überleben kann. Hieße das Buch »Die Zukunft des menschlichen Geschlechtslebens«, hätte ich mir dieses Kapitel ersparen können. Denn ein menschliches Geschlechtsleben wird es auch noch lange nach dem Aussterben der Liebe geben. Ich will aber gerade anhand der Liebe die Kurzlebigkeit menschlicher Vorstellungen vom »richtigen« Sexualverhalten demonstrieren.

Im dritten und vierten Kapitel lege ich zwei einander ausschließende Modelle zukünftiger Gesellschaftsordnungen vor, um die Grundthese des Buches zu illustrieren: Eine sexualwissenschaftliche Futurologie kann nur als Nebenprodukt der sozialwissenschaftlichen Zukunftsforschung existieren. Oder anders ausgedrückt: Voraussagen über das Geschlechtsleben der Zukunft sind unmöglich, wenn man keine klaren Vorstellungen von der sozialen Struktur der Zukunft hat – von den zukünftigen Macht- und Besitzverhältnissen, von der sozialen Schichtung und von den Ideologien, die diese Verhältnisse untermauern werden.

Eine offene Gesellschaft, einerlei ob parlamentarisch regiert oder nicht, wird ein anderes Geschlechtsleben fördern als eine geschlossene, die den Zugang zu Macht und Besitz bestimmten Gruppen vorbehält, beispielsweise den Männern oder den Frauen, den »Ariern« wie in Nazideutschland oder den Weißen wie einst in Südafrika. Der Unterschied zwischen offenen und geschlossenen Gesellschaftsordnungen ist aber keineswegs deckungsgleich mit dem zwischen Markt- und Planwirtschaft. Denn im Gegensatz zum Nationalsozialismus, der geschlossensten Gesellschaftsordnung der neueren Geschichte, waren die sozialistischen Planwirtschaften des Ostens in zumindest einer Hinsicht offen: Sie gaben allen ethnischen Minderheiten den Zugang zur Macht frei. Im Vergleich mit dieser relativen Offenheit sind die westlichen Marktwirtschaften geschlossene Systeme, weil sie gegen das oberste Gesetz der Offenheit – das Recht, sich niederzulassen und zu arbeiten – verstoßen, indem sie das Zuzugsrecht von Ausländern einschränken.

Von den beiden in Kapitel 3 und 4 vorgestellten Szenarien wird sich das erste also mit einer Extrapolation der gegenwärtigen Geschehnisse im Osten befassen – mit den Folgen des Zerfalls sozialistischer Hoffnungen und mit dem Triumph der Konkurrenzgesellschaft, die sich demokratisch nennt und den Erwerb materieller

Güter als Kriterium der Leistung betrachtet. Wenn man aus der erstaunlichen Gier nach westlichen Sexualsurrogaten (Pornographie, Sex-Gadgets, Striptease, Peep-Shows) bei den Staatsbürgern der Länder des einstigen »real existierenden« Sozialismus irgend etwas Verlässliches folgern kann, dann ist es die Vermutung, daß der westliche Staat unweigerlich, ob er das will oder nicht, in die Rolle des Dealers geraten wird, der Sexualität als Droge benutzen und die neuen Bundesländer so süchtig machen wird wie der Dealer den Fixer. Das kann nicht ohne Rückschlag bleiben. Ich vermute, daß der Rückschlag die Form einer regressiven Sehnsucht annehmen wird, einer Nostalgie nach einem entstalinisierten, dezentralen, stasifreien, »armen« Sozialismus, mit dem sich mein zweites Modell beschäftigt. Das wäre eine entpolarisierte Gesellschaftsordnung, eine Utopie, wie sie von den fortschrittlichsten Denkern des alten Hellas bereits als Alternative zum Sklavenstaat erdacht worden war. Das wäre die klassenlose Gesellschaft.

Mein fünftes Kapitel befaßt sich mit den heute schon ersichtlichen Auswirkungen der Wissenschaft auf das Geschlechtsleben von morgen. Da dies ein Buch über Sexualität und nicht über Fortpflanzung ist, gehe ich nur insofern auf die Reproduktionsmedizin und die Gentechnologie ein, wie sie die Herstellung maßgeschneiderter Sexualpartner und Sexualpartnerinnen ermöglichen werden – eines der klar voraussagbaren Privilegien der Herrscher von morgen.

Ich gehe also in zwei gegensätzlichen Richtungen vor, indem ich zuerst einmal an den Modellen sehr unterschiedlicher Gesellschaftssysteme den sozialen Einfluß auf das sexuelle Geschehen zu zeigen versuche. Dann untersuche ich den Einfluß des sexuellen Geschehens auf das Sozialleben, indem ich mich frage, wie unterschiedliche Gesellschaftsordnungen auf die neuen Möglichkeiten sexueller Manipulation reagieren werden. Das heißt: Ich befaße mich im dritten und vierten Kapitel mit dem Einfluß der Gesellschaftsstrukturen auf das Geschlechtsverhalten, im fünften dagegen mit dem Einfluß des Geschlechtsverhaltens auf die Gesellschaftsstruktur.

Hegte ich biologistische Überzeugungen, hätte ich keinen Grund gehabt, das Buch zu schreiben. Denn eine Sexualwissenschaft, die ihre Erkenntnisse vornehmlich aus der Evolutions- und Sozialbiologie schöpft, wird auch in der Zukunft nur das Fortleben einer in unseren Genen festgeschriebenen Evolution sehen und sich eine

Veränderung des Geschlechtslebens nur als Resultat einer evolutionären Auslese der sexuell »Tüchtigsten« vorstellen können. Eine solche Sicht verwechselt Sexualität mit Reproduktion und übersieht das Phänomen einer wachsenden Abkoppelung des menschlichen Geschlechtslebens von der Fortpflanzung. Aus diesem Phänomen kann man natürlich, wenn man der Evolutionslehre blind vertraut, den Schluß ziehen, daß unsere Gattung zum Aussterben verurteilt ist, weil gerade die sexuell Tüchtigsten nicht der Fortpflanzung halber koitieren, sondern um sich und ihren Partnern oder Partnerinnen die größte Befriedigung zu verschaffen. Die Zukunft wird nach meinen Erkenntnissen also keineswegs davon bestimmt, welches »egoistische« Gen am Ende durch größere Verbreitung triumphiert, sondern welche Menschen die größere Freude am Geschlechtsleben haben und ihren Partnern oder Partnerinnen die größte Befriedigung vermitteln können. Mein Weltbild ist nicht platonisch, sondern epikuräisch.

In gewissem Sinne ist dies eine Weiterführung der Gedanken aus meinem Hauptwerk *Das Patriarchat* (S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1975), sozusagen der zweite Band einer Sozialgeschichte der sexuellen Evolution unserer Gattung: ein Versuch, die Abhängigkeit der menschlichen Sexualität von den Gesellschaftssystemen zu erforschen und mit Beispielen zu belegen. Im vorliegenden Buch kommen die Beispiele sowohl aus der Vergangenheit (Kapitel 2) wie der Gegenwart (Kapitel 5), sowohl aus der nahen Zukunft (Kapitel 3) wie aus der fernen (Kapitel 4). Wenn ich das Buch »Die Zukunft der Liebe« nenne, im dritten und fünften Kapitel aber von sexuellen Praktiken spreche, die nichts mehr mit Liebe zu tun haben, dann will ich damit keineswegs sagen, daß ich diese entfremdeten, verdinglichten, mechanisierten Formen des zukünftigen Sexualverhaltens für Liebe halte, sondern darauf hinweisen, daß diese neuen Praktiken ein Schwinden der sexuellen Neugier und damit eine Atrophie des menschlichen Wissensdrangs erzeugen könnten.

Die beiden wichtigsten Entwicklungen im Geschlechtsleben der Gegenwart bestehen erstens in dem schwindenden Verlangen nach dem anderen Geschlecht, zweitens in der wachsenden Überzeugung beider Geschlechter, daß das andere Geschlecht nicht Liebe, sondern nur Macht wolle. Der Kampf der Geschlechter intensiviert sich zwar, aber gleichzeitig schwindet das Interesse am anderen Ge-

schlecht. Der Geschlechterkampf beginnt immer mehr dem Kampf gegen Ausländer zu ähneln. Eigentlich will man gar nicht wissen, wie der andere beschaffen ist und was in ihm vorgeht – man will ihn sich nur vom Leibe halten. Dabei transformiert sich Angst in Wut. Der Gemeinnenner dieser Geschehnisse ist die Atrophie der Neugier. Schrumpft aber die sexuelle Neugier am anderen, dann wird sexuelle Kommunikation zur Selbstbefriedigung. Und dann leidet nicht nur die sexuelle Kommunikation, sondern auch die auf allen anderen Gebieten. Daraus schließe ich, daß die Evolution der menschlichen Sexualität zwei Richtungen zu verfolgen scheint:

Erstens die Förderung jenes gegenseitigen Aufladens der seelischen Batterien, aus denen wir die Kraft zur Bewältigung der nichtsexuellen Aufgaben des Lebens entnehmen. Offenbar funktionieren sexuelle Beziehungen nur dann, wenn sie das metasexuelle Leben beider Partner stabilisieren.

Zweitens die Stimulierung des Lernens und die Erweiterung der Intelligenz unserer Gattung. Verliert der Geschlechtsverkehr seine Funktion als Stimulans der Neugier und des Lernens, dann verliert er auch seine Funktion, uns auf der Evolutionsleiter ein paar Sprossen nach oben zu führen.

Dabei müssen wir auch hier zwischen dem Geschlechtsverkehr als solchem und seiner Funktion als Mittel zur Fortpflanzung unterscheiden. Das ganze erste Jahrhundert der Sexologie war dem Irrtum verfallen, die beiden gleichzusetzen oder zwischen ihren Funktionen orientierungslos hin- und herzupendeln. Nun konnte man bis vor kurzem zwar argumentieren, daß es keine menschliche Fortpflanzung ohne Geschlechtsverkehr geben könne, niemals aber, daß es keinen Geschlechtsverkehr ohne Fortpflanzung gebe. Schon lange vor der Entwicklung der Reproduktionsmedizin wäre es also oberstes Gesetz der Sexualwissenschaft gewesen, strikte Unterscheidung zwischen Sexualität und Reproduktion zu wahren. Sobald wir uns auf das Gebiet der sexuellen Prognose begeben, erkennen wir, wieso das so sein muß.

Vielleicht sollte man neben den Hinweisen auf Inhalt und Struktur des nun folgenden Texts deshalb auch ein paar Worte über die wissenschaftlichen Disziplinen sagen, die dem Buch zugrunde liegen. Die Sexualforschung ist eine recht alte Wissenschaft – mehrere tausend Jahre alt, wenn man zu den hundert Jahren, in denen es den

Begriff Sexologie oder Sexualwissenschaft gibt, die medizinische und philosophische Beschäftigung mit der Geschlechtlichkeit hinzurechnet. Allerdings war diese Beschäftigung stets so heterogen, daß erst vor kurzer Zeit der Gedanke aufgetaucht ist, die medizinischen, psychologischen, sozialwissenschaftlichen, rechtlichen und historischen Teilgebiete zu einer gemeinsamen akademischen Disziplin zusammenzufassen.

Da es so gut wie keinen Wissenschaftler gibt, der auf all diesen Gebieten abgeschlossene Studien betrieben hat, haben wir es mit Sexualmedizin, Sexualpsychologie, Sexualtherapie, Sexualberatung und einem halben Dutzend anderen Unterabteilungen des Hauptfachs zu tun. Manche Laien sehen in der Beschäftigung des Sexualwissenschaftlers mit seiner Materie kaum mehr als den Zeitvertreib geiler alter Herren und Damen, die obendrein auch noch Geld dafür haben wollen. Aber die Sexualwissenschaft ist vielleicht die wichtigste aller Wissenschaften, weil sie sich unter anderem auch mit den lustvollen Motiven der Zeugung und so mit den Gründen des Überlebens unserer Gattung befaßt.

Nun zur Futurologie, der wissenschaftlichen Zukunftsforschung. Die erste Generation der Futurologen stand im Dienst der Kriegsforschung und der Großindustrie. Die ersten Institutionen der Zukunftsforschung wie die Rand Corporation und das Hudson Institute lassen sich nicht aus dem Rahmen solcher zweckgebundenen Aktivitäten wegdenken. Viele Jahre lang diente die Zukunftsforschung der Erfindung neuer Waffen, also dem Versuch, die Lektion zu leugnen, daß der Waffengang Probleme schafft, statt sie zu lösen. An die Zukunft zu denken ist oft ein Vorwand, die Vergangenheit zu vergessen. Ich betrachte die Befunde der ersten Generation von Futurologen deshalb mit einem Anflug von Zweifel. Auch Ossip K. Flechtheim und Robert Jungk, die ersten deutschen Zukunftswissenschaftler, haben sich schon früh von einer regierungs- und wirtschaftsorientierten Futurologie abgegrenzt, um sozial und ökologisch ausgerichtete Forschung zu betreiben.

Das Thema der latenten Präsenz der Zukunft im Leib der Gegenwart hat mich seit langem beschäftigt. Der heute wegen seiner einstigen Sympathien für die DDR so verachtete Ernst Bloch pflegte die Gegenwart als das Noch-nicht-Bestehende und unser Denken als das Noch-nicht-Bewußte zu definieren. Das scheint mir eine bes-

sere Grundlage der Futurologie als die von Herman Kahn und dem Hudson-Institut postulierte. Nicht ohne Grund haben sich alle von Kahn und seinen Kollegen erstellten Prognosen – zum Beispiel die der sechziger Jahre über die neunziger Jahre – als falsch herausgestellt.

Wenn die heutigen Futurologen Modelle zukünftiger Geschehnisse entwerfen, dann benutzen sie bezeichnenderweise den aus der Filmproduktion entlehnten Begriff »Szenarium«. Vielleicht enthüllt sich darin bereits der irrealer, phantastische Aspekt eines Forschungszweigs, der sehr viel weniger wissenschaftlich ist, als das Wort »Zukunftswissenschaft« vermuten läßt. Um mich vor größeren Schnitzern zu bewahren, sage ich in diesem Buch niemals: »So und so wird die Zukunft unseres Sexuallebens aussehen«, sondern stets: »Wenn wir den sozialen, ökonomischen und politischen Kurs A verfolgen, wird unser Geschlechtsleben mit gewisser Wahrscheinlichkeit die Form X annehmen. Verfolgen wir dagegen den Kurs B, wird unser Sexualleben mit analoger Wahrscheinlichkeit die Form Y aufweisen. Begehen wir schließlich den Kurs C, so ist nicht auszuschließen, daß wir uns sexuell in Richtung Z bewegen werden.«

Ich kann dem Leser also keine Prophezeiungen, sondern nur Denkmodelle liefern. Sie sollen seine Phantasie mobilisieren, seine Denkarbeit stimulieren, aber auch seine Kritik herausfordern. Sollte ich in der Euphorie des Schreibens vergessen haben, allzu tollkühne Prognosen einzuschränken, und sollte ich bei der Korrektur des Texts übersehen haben, Sätze wie »es wird geschehen« in »es kann geschehen« zu verwandeln, bitte ich den Leser um Verzeihung: Die Feder läuft manchmal der Hand voraus. Wer – wie Vico, Marx, Spengler oder Toynbee – glaubt, daß die Geschichte ein gesetzmäßiges Verhalten aufweist und sich in Zyklen, Phasen oder Entwicklungsstufen bewegt, wird natürlich auch von der Zukunft erwarten, daß sie sich gesetzmäßig verhält und deshalb (zumindest teilweise) voraussagbar ist. Wer in der Geschichte keine Gesetzmäßigkeit sieht, wird die Prognostizierbarkeit der Zukunft skeptischer betrachten.

Die unterschiedlichen Haltungen zur Erforschbarkeit der Zukunft haben offenbar etwas mit den unterschiedlichen Auffassungen von der Freiheit des Willens zu tun. Ein Mensch, der sein eige-

nes Verhalten voraussagt und sich dann wirklich in der vorausgesagten Weise verhält, wird daraus schließen, daß es so etwas wie einen freien Willen gibt. Wenn der gleiche Mensch aber das Verhalten eines anderen voraussagt und dieser sich dann in der vorausgesagten Weise verhält, wird der erste daraus folgern, daß der andere keinen freien Willen hat. Und wenn alle anderen sich auch so benehmen, wird er folgern, daß es keinen freien Willen gibt. Das Konzept des freien Willens, auf dem alle parlamentarischen Demokratien beruhen, ist also eine höchst fragwürdige Konstruktion, deren Verifizierung und Falsifizierung weitgehend vom Standpunkt des Beobachters abhängt.

Wenn ich im folgenden einige entwicklungsgeschichtliche Linien aus der sexuellen Evolution des Menschen über die Gegenwart hinaus in eine völlig offene Zukunft hinein verlängere, so betone ich also, daß ich mir der beschränkten Verlässlichkeit solcher Prognosen bewußt bin. »Der Mensch macht seine eigene Geschichte«, pflegte mein Archäologielehrer, der Vorgeschichtsforscher Vere Gordon Childe, zu sagen. Und damit meinte er, daß es keinen historischen Determinismus, keine geschichtliche Notwendigkeit gebe, die frei vom Willen und der Entscheidungskraft des Menschen sei. Die Geschichte ist nicht *entweder* frei *oder* determiniert, sondern beides zugleich.

Es ist heute durchaus möglich, das Sexualverhalten größerer oder kleinerer Gruppen mit kybernetischen Simulatoren durchzuspielen. Die Methode der Computersimulation beruht auf der Beobachtung und dem Vergleich einer Anzahl von Samplegruppen. Sind die sozialen und ökonomischen Umstände der Vergleichsgruppen korrekt recherchiert und die Parameter, denen ihr Verhalten mehrheitlich unterliegt, richtig erfaßt worden, dann läßt sich nicht nur ihr soziales und ökonomisches, sondern auch ihr sexuelles Verhalten mit relativer Sicherheit voraussagen. Aber die Sicherheit ist eben nur relativ. Und das hat seine Gründe darin, daß niemand auf der Welt, auch nicht das Kinsey-Institut in Bloomington oder das Masters und Johnson-Institut in St. Louis, genügend sexuelle Basisdaten besitzt, um auch nur halb so effektiv über das Geschlechtsverhalten zu informieren wie jedes statistische Bundesamt in jedem westeuropäischen Staat über das soziale und ökonomische Verhalten seiner Staatsbürger. Keine Wissenschaft der Welt wird schlechter finan-

ziert als die Sexualwissenschaft. Nicht weil die Sexualwissenschaftler so dumm oder so faul sind, weiß die Sexualwissenschaft so wenig über die menschliche Sexualität, sondern weil sie keine Forschungsgelder erhalten. Und wieso erhalten sie keine Forschungsgelder? Weil die meisten Menschen gar nicht wissen wollen, was sexuell in ihnen vorgeht.

Deshalb wird dieses Buch wohl auf einen gewissen Widerstand stoßen – besonders weil jede Veröffentlichung einer Prognose deren Gültigkeit beeinflusst. Indem wir die Zukunft zu lesen versuchen, verändern wir sie. Das merkt man am deutlichsten bei Wahlprognosen. Die Prognose großer Meinungsumschwünge vor einer Wahl verändert das Wahlverhalten selbst dann, wenn die Prognose falsch war. In begrenztem Ausmaß wird dieses Buch deshalb auch das Sexualverhalten von morgen beeinflussen. Ich habe das bereits während der langen Zeit, in der ich an diesem Thema arbeite, feststellen müssen.

Meine ersten Schriften zur sexuellen Futurologie stammen aus dem Jahr 1970. Im Jahr 1975 erschien mein Buch *Das Patriarchat*, dessen letzter Teil sich mit dem Geschlechtsleben in der Zukunft befaßte. 1978 erschien mein Aufsatz zu dieser Thematik in der von Robert Jungk herausgegebenen *Enzyklopädie der Zukunft*. Seitdem sind mehrere Vorfassungen dieses Buches als Artikel oder Serien veröffentlicht worden. Wie bei allen Büchern, an denen man sehr lange arbeitet, zeigt auch das vorliegende Werk gewisse Altersschwächen. Viele der Prognosen aus den frühen Schriften sind mittlerweile Wirklichkeit geworden. So fast alles, was auf den Gebieten der Gentechnologie und der Reproduktionsmedizin geschehen ist. Die einstige Reaktion der Leser (»So etwas wird es *nie* geben!«) ist deshalb von der gelangweilten Reaktion mancher Leser (»Gibt's ja alles schon!«) eingeholt worden. Andererseits sind viele meiner früheren Prognosen durch die wachsende Angst vor Aids entwertet worden.

Was sich als korrekt erwiesen hat, ist die Prognose zunehmender Verwendung staatlicher Druckmittel gegen unerwünschte oder als gefährlich betrachtete sexuelle Minderheiten. Siehe die von Präsident Bush unterstützte Kampagne gegen den Schwangerschaftsabbruch in den Vereinigten Staaten. Siehe die konservative Kritik an der »viel zu liberalen« Aids-Politik mancher westlicher Regierun-

gen. Erfassen, Registrieren, Tätowieren, Einsperren, Isolieren sind noch die harmlosesten Forderungen gegen Aids-Positive. In fast allen Ländern, einschließlich denen der »Dritten« Welt und den soeben erst entstalinisierten Staaten des Ostens, hat sich eine jährlich erstarkende Front gebildet, die Vernichtungslager als einzige finanzierbare Endlösung des Aidsproblems verlangt – so bei der Pamjat-Bewegung in Rußland und der Vatra-Romanesca-Bewegung in Rumänien. Sehen wir das in Verbindung mit der weltweit verbreiteten Behauptung, Ausländer verführten oder vergewaltigten die heimischen Frauen und brächten Geschlechtskrankheiten ins Land; sehen wir es im Zusammenhang mit der Forderung der Prädiktivmedizin, daß jeder Staatsbürger genetisch überprüft und im Falle eines Erbgutdefekts genchirurgisch behandelt oder sterilisiert werden solle, dann mag das erste meiner beiden Szenarien nicht mehr ganz so unglaublich klingen.